

Tagebucheintrag eines Masthuhns

Irgendwo in der Dunkelheit, irgendwann zwischen Geburt und Tod

Mein ganzes Leben bin ich schon hier. Es gibt keine Sonne, keine Zeit. Nur Licht, das plötzlich kommt und wieder geht. Künstlich. Kalt. Ohne Sinn. Ich bin umgeben von Tausenden anderen wie mir. Wir sind Körper, die atmen, essen, wachsen – schneller, als wir es sollten. Unsere Knochen halten uns kaum noch. Manche zerbrechen. Andere knicken einfach weg.

Ich habe nicht einmal den Platz, meine Flügel zu strecken. Jeder von uns hat etwa so viel Raum wie ein DIN-A4-Blatt. Wir treten aufeinander, liegen aufeinander, atmen den gleichen fauligen Dunst. Kein Rückzugsort, kein Platz zum Ausruhen, nur Bewegungslosigkeit in der Masse. Wenn jemand stürzt, liegt er oft stundenlang oder stirbt, ohne dass es jemand merkt. Es ist, als ob wir nur Fleischklumpen wären – und nicht fühlende Wesen.

Meine Federn sind fast vollständig ausgefallen. An vielen Stellen ist meine Haut bloß, wund und offen. Ich habe Wunden an den Beinen, an der Brust, sogar am Hals – von den Gittern, vom Boden, von den Schnäbeln anderer, die vor Verzweiflung und Platzmangel in alles picken, was sich bewegt. Manche Wunden eitern, manche bluten. Es brennt. Aber es interessiert niemanden. Menschen reißen uns brutal aus Kisten, schleudern uns gegen Gitter, treten uns, wenn wir im Weg sind – wir sind ihnen nichts wert. Nur Last, nur Ware.

Zwischen uns liegen Kadaver – aufgebläht, verfaulend, von Maden und Fliegen überzogen. Sie werden nicht entfernt. Wir müssen über sie hinwegsteigen, wenn wir noch können. Der Tod liegt in der Luft, sickert in unsere Körper, wird zu unserem Schicksal. Manche sehen aus, als wären sie beim Leben zerbrochen. Der Tod ist hier alltäglich. Manchmal wünsche ich ihn mir, einfach nur, damit es aufhört.

Es ist nie wirklich leise. Es gibt ein konstantes Gackern, Keuchen, Schreien. Manche Hühner sterben einfach. Erst liegen sie still, dann kalt, dann beginnen sie zu faulen. Niemand holt sie gleich. Manchmal liegen wir tagelang neben den Leichen, bis jemand sie mit einem Haken aus der Masse zieht – oder mit einem Tritt zur Seite stößt.

Ich bin noch da. Mein Herz schlägt. Aber mein Wille – er ist klein geworden. Ich war nie draußen. Ich kenne keinen Himmel. Ich habe nie Gras gesehen, nie auf einem Ast gesessen, nie in der Erde gescharrt. Ich weiß nur, was in mir angelegt ist. Ich spüre es: Ich sollte ein leichtes, waches Tier sein. Ich sollte neugierig sein, frei, lebendig. Ich sollte über die Wiese laufen, mit kräftigen Beinen, mit glänzenden Federn.

In Freiheit würde ich zwei, vielleicht sogar drei Jahre alt werden. Doch hier, in diesem Käfig aus Körpern, werde ich kaum sechs Wochen alt. Dann bin ich so fett gemästet, dass mein Herz nicht mehr kann – oder jemand nimmt mich und bricht mir das Genick.

Die Einstreu ist nicht mehr als eine schmierige, stinkende Kruste, in die wir eintauchen, als wären wir selbst schon halb verrottet.

Ich kann kaum noch stehen. Mein Brustkorb schleift über dem Boden, nass vom Kot und Blut. Ich wiege jetzt schon über zwei Kilo. Mein Skelett ist nicht dafür gemacht. Jeder Schritt ist ein

Schmerz. Jeder Atemzug kostet Kraft. Ich weiß: Sie haben mich so gezüchtet. Ich bin keine Kreatur mehr – ich bin ein Produkt. Mein Leben ist eine Ware. Mein Schmerz ist niemandem lästig, weil er niemandem auffällt.

Heute habe ich an meine Mutter gedacht. Ich durfte sie nie kennenlernen. Wir wurden direkt nach dem Schlüpfen getrennt. Mein Bruder – er war ein Männchen – wurde sofort aussortiert. Ich sah, wie man ihn nahm, wie er schrie, und dann verschwand er in einer Röhre, in einer Maschine. Ich hörte das Kreischen – und dann war es still. Er wurde lebendig geschreddert, weil er für sie keinen Zweck hatte. Ich durfte leben, weil ich weiblich bin – aber was heißt hier leben?

Und doch träume ich. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich manchmal eine andere Welt. Eine Wiese. Weiches Gras. Schatten unter Bäumen. Eine Mutter, die ihre Küken unter die Flügel nimmt. Ich weiß nicht, ob das Erinnerungen sind – oder bloße Sehnsucht nach etwas, das ich nie hatte. Aber dieser Traum ist das Einzige, was mir niemand nehmen kann. Noch nicht.

Jährlich leben in Deutschland rund **160 Millionen Hühner** in der Massentierhaltung. Davon sind über **50 Millionen sogenannte Legehennen**, die insgesamt über **12 Milliarden Eier** legen – dicht gedrängt in Hallen, Käfigen oder sogenannten „Bodenhaltungen“. Weitere **über 600 Millionen Masthühner** werden jedes Jahr allein in Deutschland geschlachtet – die meisten nach nur **5 bis 6 Wochen Leben**, aufgezogen allein für den schnellen Tod. Millionen männliche Küken wurden bis vor Kurzem noch direkt nach dem Schlüpfen getötet – wie mein Bruder. Es passiert jeden Tag. Immer wieder.

Ich wünsche mir, dass du mich siehst. Nicht nur als Fleisch. Nicht nur als Zahl in einer Statistik. Sondern als das, was ich hätte sein können. Als das, was ich war, bevor man mich gebrochen hat.

Schau nicht weg, wenn du im Supermarkt vor dem Regal stehst. Frag dich, woher dieses Fleisch, diese Eier kommen, diese Milch dieser Käse kommt. Frag dich, was es gekostet hat – nicht an Geld, sondern an Leben. An Schmerz. An Würde.

Nur so, kann sich etwas ändern